

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 48 (1965)
Heft: 11

Artikel: Die grosse Parade
Autor: Stebler, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

keiten aus. Also wählt *man* das kleinere Uebel, das Verharren bei der Kirche, auch wenn man ihr nur noch durch die Steuerpflicht verbunden ist.

Auch das darf nicht übersehen werden, dass viele, die dem kirchlichen Verbands den Rücken gekehrt haben, auch weiterhin für weltanschauliches Denken kein Interesse aufbringen, steht doch unsere Zeit wieder unter der Devise des alten Roms: «Brot und Spiele». Diese Gleichgültigen haben nichts mit uns und wir nichts mit ihnen zu tun; wir machen Anspruch auf denkende Menschen. Qualität geht uns vor Quantität, obwohl wir sehr gut wissen, dass Masse Macht bedeutet; das Beispiel der Kirche lehrt es uns.

Grund zum Triumphieren liegt also auch für uns nicht vor. Darüber täuschen wir uns nicht hinweg. Aber noch viel weniger Grund zur Kopfhängerei. Denn der Strom des freien, durch keine Dogmatik und keine Tradition eingeeengten Denkens, dem die freie wissenschaftliche Forschung Schritt für Schritt den Weg bereitet, ist nicht mehr zurückzudämmen. Wir dürfen frohen Mutes der Zukunft entgegensehen. E. Brauchlin

Satis! Satis est!

Genug! Es ist übergenug!

Richten wir unsere Blicke wieder einmal nach Rom! Dort tagt jetzt also die vierte Session des zweiten Vaticanums und behandelt temperamentvoll Fragen, die auch uns an die Haut gehen. Und die Konzilsherren behandeln diese Fragen oft in einer Weise, die uns nicht nur an, sondern auch unter die Haut geht. Wir benützen vor allem die Berichte, die der Konzilsberichterstatter Dr. Alfred Labhart der «Basler Nationalzeitung» zuschickt.

«Satis! Satis est!» rufen die Konzilsherren, wenn einem nach dieser oder jener Richtung hin etwas über die berühmte Hut schnur am Kardinalshut geht. Uberschreitet einer der Herren die ihm zugebilligte Redezeit, wird er durch Satis-Rufe zur

Ordnung gewiesen. Wagen sich die Herren des linken oder des rechten Flügels zu weit auf ihre Aeste hinaus, werden sie durch Satis-Rufe von der Gegenseite her gemahnt und von ihren extremen Positionen zurückgerufen.

In dieser vierten Session waren es besonders drei Vorstösse des linken Flügels, die uns unverbesserliche Weltkinder mit etwas Hoffnung beschenkten:

1. Die Linke hat sich stark für die Religionsfreiheit eingesetzt und hat diesem Postulat zu einer allgemeinen und überzeugenden Annahme verholfen. Mit 1997 gegen nur 224 Stimmen hat sich das Konzil nach sechstägiger zäher Diskussion für die Religionsfreiheit ausgesprochen. Ueberlegen wir einen Augenblick, was es genau besehen mit dieser Religionsfreiheit auf sich hat. Der offizielle Text sagt: «Das Recht der Person und der Gemeinschaft auf Freiheit in religiösen Belangen.» In erster Linie sind darin enthalten natürlich die Rechte der katholischen Kirche selbst, dann aber auch das Recht zum Uebergang auf ausserordentliche, ja sogar auf ausserchristliche Religionsformen. Ob in dieser Religionsfreiheit auch enthalten ist das Recht zur Freiheit «von» der Religion, das Recht also zum Uebergang in nicht mehr christliche Weltanschauungen wie z. B. die unsrige, ist mir noch nicht ganz klar. In einigen Kommentaren finde ich die Ausweitung der Freiheit nach dieser Seite hin deutlich angegeben, in andern Kommentaren aber nicht. Auf alle Fälle sehen wir in diesem Konzilsbeschluss einen gewaltigen Fortschritt gegenüber der früher so grausamen Härte in der Verfolgung aller Abtrünnigen.

Gewiss können wir uns über diesen Fortschritt freuen, wollen ihn aber auch nicht überschätzen. Ohnehin richten wir uns als Schweizer nach den freiheitlichen Bestimmungen unserer Bundesverfassung und nicht nach den Konzilsbeschlüssen in Rom. Wir können auch nicht übersehen: Mit diesem Beschluss hat die katholische Kirche — sehr nachträglich und vielleicht recht ungerne — der neuen Zeit und dem neuen Zeitgeist den unerlässlichen Tribut entrichtet, hofft aber immer noch, trotz aller dieser freiheitlichen Bestimmungen, der Gefahr der religiösen Indifferenz und Relativierung Herr zu werden und am

Die grosse Parade

Jakob Stebler

Es war alles sehr gut vorbereitet. Die Tribüne umfasste zwanzigtausend Zuschauersitzplätze, für die je nach Lage fünf bis zwanzig Dollars oder Mark oder Schilling oder Francs oder Franken oder Rubel oder Kronen oder Pfund bezahlt worden waren. Der ganzen Heerschau war eine riesige Reklame vorausgegangen, bühnenwirksam herausgebracht von den bekanntesten Werbeagenturen des Landes, so dass auch die teuersten Tribünenplätze schlankweg Absatz gefunden hatten. Die meisten waren übrigens gratis für die Prominenz reserviert.

Denn es gehörte ganz einfach zur patriotischen Pflicht, dabeigewesen zu sein.

Dem Fussvolk standen Stehplätze in unbeschränkter Zahl beidseits der Tribüne zur Verfügung. Der Eintritt zur Vorstellung war unentgeltlich oder halbenentgeltlich. Weil dem niedrigen Plebs nicht so häufig Gratisdarbietungen geboten werden, machte er von dieser Vergünstigung reichlich Gebrauch; hunderttausend oder zweihunderttausend oder egal wieviel zu herabgesetzten Ladenpreisen oder unentgeltlich zugelassene Neugierige standen sich die Beine in den Bauch und harrten der militärischen Pantomime, die da kommen sollte.

In Aussicht standen einige ganz besondere Leckerbissen: Panzerwagen vom letzten Modeschrei, Kanonen mit automatischen Gehirnen, die sich selber luden, den Feind selbständig ausmachten und sich selber zerstörten, Kohlenstoffsperatombomben mit Fabrikgarantie für je mindestens zweieinhalb Millionen Tote sowie

das neueste Modell einer Anti-Anti-Anti-Anti-Antirakete-Rakete mit Gewährleistung für den Abschuss mindestens eines Dutzends Anti-Anti-Anti-Antiraketen-Raketen. Gerüchtweise verlautele zwar, die Rüstungsindustrie hätte mittlerweile bereits eine Anti-Anti-Anti-Anti-Anti-Antirakete-Rakete entwickelt und gedenke sie demnächst auf den Markt zu bringen. Für diesmal jedenfalls musste sich das Publikum noch mit der primitiven Anti-Anti-Anti-Anti-Antirakete-Rakete begnügen, aber es machte sich darüber nicht grosse Gedanken. Würde es sich darüber Gedanken machen, so wäre das der Ruin der ganzen Werkzeugmaschinenindustrie. Nein, es wollte ganz einfach den Gegenwert der Milliarden Dollars, Mark, Schilling, Francs, Franken, Rubel, Kronen, Pfund und so weiter sehen, die ihm die Landesregierung abknöpfte, als Preis für den Frieden und als Versicherungsprämie für die Erhaltung von Freiheit und Unabhängigkeit des Landes. Und die Regierung hatte ein Interesse daran, diese Errungenschaften dem Volk zu zeigen, und zwar mit all dem dazugehörenden Tschindrara und Eiapoepia, das die Herzen der Bürger höher schlagen lässt, sie in patriotische Begeisterung versetzt und geneigt macht, auch Billionen in die Rüstung zu stecken, wenn es die Generäle oder andere Fachleute des Todes für nötig erachten. Und was spielten Billionen schon für eine Rolle, wenn es sich darum handelt, Menschen umzubringen!

Man müsste Statistiker sein, um die folgende ganz interessante Berechnung anzustellen. Da aber die meisten Leute keine Statistiker sind, beruhen unsere Zahlen auf ganz unverbindlichen Annahmen. Nehmen wir an, das Aufpöppeln eines Menschen mit Schulunterricht und so weiter komme den Staat theoretisch auf tausend Dollars, Mark, Schillinge, Francs, Franken, Rubel, Kronen, Pfund und dergleichen zu stehen. Um den gleichen Menschen wieder umzubringen — natürlich im gerechten Verteidigungskrieg — legt der Staat, ebenfalls theoretisch, hundertmal mehr, also vielleicht hun-

Glauben an die absolute Geltung der katholischen Lehre gegenüber allen andern Lehren in irgend einer Form noch festhalten zu können. Im Ohr ist uns geblieben der Ausruf des Generaloberen der Väter vom Heiligen Geist: «Nur die katholische Kirche hat ein Recht auf Freiheit!» Wenn das wirklich die Stimme des Heiligen Geistes ist, dann ist alles Gerede von Freiheit fauler Zauber.

2. In der Detailberatung des Schemas «Die Kirche in der Welt von heute» stand im Brennpunkt der Diskussion der Atheismus, der eindeutige und erklärte Gegner also aller christlichen Glaubenslehren, darum auch der katholischen Kirche. Man war sich ganz klar darüber, dass der Atheismus in seiner heutigen Bedeutung und Ausdehnung nicht unterschätzt werden darf. Hierher gehört das Votum des Kardinal-Erzbischofs von Wien, Franz König, der bekanntlich vom Papst den Auftrag zur Auseinandersetzung mit dem modernen Atheismus zugewiesen bekommen hat. Der Kardinal gibt zu, dass der Atheismus zunimmt. Er untersucht die Gründe für diese Zunahme und meint, dass diese Weltanschauung nur durch die Zusammenarbeit aller Christen überwunden werden könne; er verlangt auch eine genauere Kenntnis der atheistischen Ueberzeugungen.

Aehnlich der neue Jesuitengeneral Arrupe! Auch er verlangt eine weltweite Koordination im Kampf gegen den Atheismus; er macht darauf aufmerksam, dass die Atheisten heute in internationalen Organisationen, in Finanzkreisen und auf dem Gebiet der Massenmedien bereits sehr grossen Einfluss gewonnen haben.

An der Verpflichtung zum entschlossenen Kampf gegen den Atheismus wird also festgehalten — aber deutlich ist aus der Diskussion herauszuhören das schmerzliche Bewusstsein, dass dieser Kampf heute schon nicht mehr so leicht und nicht mehr so aussichtsreich sei wie in früheren Jahrhunderten. Auch müssen sich Kirche und Konzil darüber noch klar werden, wie weit diese kirchliche Verpflichtung zum Kampf gegen allen Atheismus zu dem bereits festgelegten Bekenntnis zur Religionsfreiheit und zur Glaubens- und Gewissensfreiheit in einem

innerlichen und schwer zu behebbenden Gegensatz und Widerspruch steht.

3. Am weitesten vorgeprellt ist der linke Flügel in der Person des belgischen Bischofs André Charue. Er verlangte, dass heute die Kirche der Weltraumforschung und der möglichen Existenz intelligenter Lebewesen auf anderen Planeten unbedingt Rechnung tragen müsse. Die alte Kirchenlehre vom Himmel über uns und von einer Hölle unter uns hält er im Zeitalter der Weltraumforschung für überholt.

Damit kommt dieser wackere Bischof nicht nur nahe an die umstürzenden Lehren des anglikanischen Bischofs Robinson, sondern sehr nahe auch an das Weltbild der heutigen Wissenschaft und nahe auch an unsere eigene Weltanschauung heran. Werden Himmel und Hölle aus der katholischen Dogmatik herausgeräumt, so bricht diese Dogmatik, ihrer tragenden Seinsstrukturen beraubt, haltlos in sich zusammen.

So weit einmal der linke Flügel des Konzils. Seine Vorstösse rütteln nun tatsächlich an den Fundamenten des katholischen Glaubens. Die geistesgeschichtliche Bedeutung einer solchen Demonstration in der Mitte des Konzils kann nicht übersehen werden, und wir begreifen das ängstliche, das aufgeregte «Satis! Satis!» vom rechten Flügel her. Der Gegenschlag von rechts her ist denn auch schon prompt eingetroffen.

Es ist die letzte Enzyklika des Papstes Paul VI.: «Fidei Mysterium». Gewiss, sie ist eine interne Angelegenheit der Kirche und richtet sich denn auch nicht an alle Welt, sondern nur an die Funktionäre und Laien der eigenen Kirche. Sie bekämpft die Irrlehren, die in der Auffassung der Eucharistie langsam Platz greifen. Die Kirchendoktrin verlangt unbedingt den Glauben daran, dass im Messopfer Brot und Wein in ihrer Substanz — daher Transsubstantiation — umgewandelt werden in Fleisch und Blut Christi. Dem Anschein nach und in den äusseren Attributen mag es beim Brot und Wein bleiben, in der Substanz selbst aber hat sich das ganz grosse Wunder der Wandlung vollzogen. Da gibt es kein Umdeuten in irgend eine Symbolik; da heisst es Festhalten an der Forderung, die schon Luther dem freieren Zwingli gegenüber im Marburger Reli-

derttausend Dollar, Mark, Schilling, Francs, Franken, Rubel, Kronen, Pfund und so weiter auf den Tisch. Das ist ganz einfach unsinnig. Wenn sich jeder Mensch selber umbrächte, statt sich im Verteidigungskrieg auf Staatskosten umbringen zu lassen, käme das die Regierungen unvorstellbar billig zu stehen, und sie könnten mit dem so ersparten Geld das Vielfache an Generälen besolden und an Rüstungsmaterial beschaffen. Zwar hätte sie dann keine Soldaten mehr, und es bliebe Sache der Generäle, sich gegenseitig im Verteidigungskrieg abzumurksen. Da Generäle aber eine höhere Gattung Mensch und ausserdem unersetzlich sind, würde ihnen das auch gar nicht einfallen; so phantasielos ist kein General; die ganzen Feindseligkeiten würden in Minne und bei Champagner beigelegt. Denn Generäle sind nicht so dumm wie ihre Soldaten; sie wissen ihr eigenes wertvolles Leben zu schätzen und zu geniessen.

Eigentlich dumm ist zwar auch der gewöhnliche Soldat nicht. Wenn ihm irgend ein Zivilist befähle, sich in einen Abgrund zu stürzen oder sich ein Bein oder einen Arm oder den Kopf abhacken zu lassen, ich glaube fast, er würde sich weigern, das zu tun. Es käme ihm zu blödsinnig vor. Wird ihm dasselbe indessen von einem General befohlen, dann ist es selbstverständlich etwas anderes, dann handelt es sich darum, das Vaterland zu retten und für die Freiheit zu sterben. Alle Krieger sterben für die Freiheit. Nicht der Soldat also hat mehr über sein eigenes Leben zu befinden; dazu ist der Oberkommandierende da. Der hat Kriegswissenschaft studiert und weiss genau, wieviele Menschenleben der oder jener kleine Erfolg oder Misserfolg auf dem blutigen Schachbrett wert ist, wieviele Frauen, Mütter und Kinder um ihr alles gebracht werden dürfen.

Sein eigenes Leben freilich ist zu wertvoll, um leichtsinnigerweise aufs Spiel gesetzt zu werden. Deshalb haust er in der Regel in ziemlich weitem Abstand von der Front, in einem bombensichern

Bunker, von wo aus er den Tod der andern dirigieren kann wie ein Kapellmeister sein Orchester. Das Ueberleben sichert ihm ausserdem die Möglichkeit zu, an der Einweihungsfeier seines eigenen Kriegerdenkmals teilzunehmen.

Die Heerführer von einst, als das Pulver noch nicht erfunden war, die pflegten sich noch an der Spitze ihrer Hellebardiere mit gezücktem Schlachtschwert ins Getümmel zu stürzen auf die Gefahr hin, dass ihnen der Schädel eingeschlagen wurde. Aber um sie war es viel weniger schade als um einen heutigen General. Der trägt eine bedeutend höhere Verantwortung und muss deshalb geschont werden. Statt des Schlachtschwertes schwingt er eine Aktenmappe. Ausserdem hat er ein sicheres Bankkonto in der Schweiz. Für alle Fälle. Man weiss schliesslich nie.

All das sichert ihm ein langes Leben, und er dient seinem Lande treu bis zu dem hohen Alter, in dem auch Zivilisten hoffnungslos verkalkt und vertrottelt sind. Denn das Land braucht ihn. Ausserdem bedeuten Generäle im Ruhestand totes Kapital, und das ist unrentabel. Tote Menschen sind immer noch wirtschaftlicher als totes Kapital. Aber dazu muss eben ein Verteidigungskrieg her. Und damit ein Verteidigungskrieg zustandekommen kann, muss man Waffen schmieden, Soldaten drillen und Militärmusik blasen. Weil das aber alles Geld kostet, muss man denjenigen, die dieses Geld herzugeben haben, begreiflich machen, dass die Freiheit in Gefahr ist, so strömt der Mammon nur so in die Verteidigungskriegsgasse. Sollte dennoch der Eifer nachlassen, dann wirft man dem Volk eine Militärparade zum Frass vor, und in die Verteidigungskriegskasse ergiesst sich ein wahrer Wolkenbruch von Geld.

Generäle sind prächtig anzuschauen. Es gibt zwar verantwortungslose Leute, die behaupten, sie bieten mit ihrem an der Brust aufgehängten Christbaumschmuck einen komischen Anblick und reizen zum Vergleich mit Wilden, die sich ebenfalls mit primitivem

gionsgespräch mit seinem wuchtigen «Est! Est!» — es *bedeutet* nicht nur, es *ist* tatsächlich und realiter nun Fleisch und Blut — entgegengelassen hat.

Wir überlegen uns einen Moment, was diese Glaubensverpflichtung für uns bedeutet. Man belehrt uns: Es mag sein, dass unsere Sinnesorgane, dass unsere Geschmacksnerven in den Geschmack von Wein und Brot hergeben — aber unsere Geschmacksnerven irren sich und werden ins Unrecht gesetzt. Es mag sein, dass die Chemie mit ihren subtilsten Experimenten ganz sicher auf Wein und Brot testet — die Chemie und die ganze Wissenschaft sind in dieser Frage im Irrtum und Unrecht — recht allein hat die Doktrin der Kirche, die behauptet, es handle sich hier tatsächlich um Fleisch und Blut. Hier also wird offensichtlich die Lehre der Kirche der Tatsächlichkeit, der Realität und dem wissenschaftlichen Bescheid über die Realität übergeordnet. Persönlicher Protest und Protest der Wissenschaft — beide werden als Herausforderung durch die Wissenschaft, durch die menschliche *ratio* entrüstet zurückgewiesen. Nicht vergebens warnt der Papst in seiner Enzyklika ausdrücklich vor dieser heillosen Gefahr, vor dem «Gift des menschlichen Rationalismus».

Wir könnten für den päpstlichen Mut zur Paradoxie, wie seinerzeit bei der Promulgation des Dogmas von der leiblichen Himmelfahrt der Gottesmutter, wenn auch keine Entschuldigung, so doch etwas menschliches Verständnis aufbringen; die Not der Zeit, die Angst vor der Aufweichung, vor der Auflösung der Kirchenlehre zwingen ihn zu dieser Paradoxie, zu dieser Flucht nach vorne. Im Gegenrecht für dieses Verständnis müssen wir unsererseits die Kirche um etwas Verständnis bitten für unser beharrliches Misstrauen gegenüber der katholischen Wissenschaft und gegenüber allen katholischen Universitäten. Die vorliegende Enzyklika beweist ja deutlich wieder einmal, dass beide, katholische Wissenschaft und katholische Universität, an das Dogma gebunden sind, dass sie beide in Forschung und Lehre nur so weit gehen dürfen, als es das Dogma erlaubt. Vor dem Dogma selbst haben sie ihre Waffen niederzulegen und sich der Weisung der Kirche zu unterwer-

fen. Das allgemeine Misstrauen gegenüber allem katholischen Wissenschaftsanspruch ist die unabweisbare Konsequenz aus der Promulgation derartiger Paradoxien, darüber müssen sich Kirche und Papst ganz klar sein.

Satisferte von links und von rechts in einer Aussprache, deren Offenheit allgemein anerkannt wird, deren Offenheit aber auch harte Gegensätze und unüberbrückbare Gräben aufdeckt in einem Gremium, von dem wir so etwas zuletzt erwartet hätten! Uns können diese Genug-Rufe — man verzeihe das Wortspiel! — noch nicht genügen. Wir halten es hier mit der Devise unseres C. F. Meyer: «Genug ist nicht genug!» Wo die katholische Kritik ihre eigenen Glaubensfundamente angreift, wo die inneren Gegensätze und Widersprüche wie blutende Wunden aufbrechen, da sind auch Genug-Rufe von beiden Seiten her nicht mehr imstande, die frühere Einheit und Selbstsicherheit wieder herzustellen. Da gibt es nur noch eines — sich rüstig auf den Weg machen und den nun einmal so mutig eingeschlagenen Weg der Reform tapfer ausschreiten bis zum Ende, bis zum bitteren Ende. Ein Zurück gibt es da nicht mehr!
Omikron

Wir und die Philosophie

Zwei Ansichten stehen gegeneinander: *Die eine*: Wozu Philosophie, das ist viel zu schwer, zu wenig verständlich? Unsere Ansichten müssen so gefasst sein, dass sie jeder verstehen kann, der sogenannte kleine Mann der Strasse genau so wie der Hochgelehrte aus der Studierstube.

Die andere: Wenn wir unsere Ansichten richtig begründen wollen, müssen wir Philosophie treiben, sonst können wir unsere Gegner nicht widerlegen.

Wer hat recht? Was ist für unsere Bewegung das Richtige?

Unsere Aufgabe ist, die Menschen, gleich woher sie stammen, aufzuklären und der Wahrheit näher zu bringen, wie wir sie

Flitterkram behängen. Spötter trompeten zwar aus, der ganze äußerliche Unterschied zwischen einem Indianerhäuptling der klassischen Zeit und einem modernen General auf dem Kriegspfad sei der Kopfschmuck: beim Indianer bestehe er aus farbigen Federn, beim General aus farbigem Gemüse, namentlich Lorbeer, Eichenlaub und so. Doch handelt es sich bei diesen Witzlingen natürlich um Pazifisten oder anderes vaterlandloses Gesindel.

Generäle sind bedeutende Persönlichkeiten, deshalb grübeln denn auch die Sprachgelehrten darüber nach, ob die Mehrzahl Generäle oder Generale heiße. Richtig, finden sie, sei beides. Nehmen wir zum Vergleich das Wort Schakal: Mehrzahl Schakale gleich Generale. Greifen wir das Beispiel Kanal heraus: Mehrzahl die Kanäle gleich die Generäle. Man kann die Forscherarbeit aber weiter ausdehnen, denn unsere schöne deutsche Sprache bietet endlose Möglichkeiten dazu, zum Beispiel das Kapital: Mehrzahl die Kapitalien gleich die Generalien, oder das Tal: Mehrzahl die Täler gleich die Generäle, oder aber die Qual: Mehrzahl die Qualen gleich die Generalien.

Aber bleiben wir der Einfachheit halber bei den Generalen. Die sassen also, an die zweihundert an der Zahl, umgeben von ihren Höflingen, in vollem Kriegsschmuck auf den Ehrenplätzen der Tribüne, sozusagen als Schutzwache für den Kriegsminister, der den Mittelpunkt der Vorstellung und der allgemeinen Aufmerksamkeit bildete und auf Hochglanz poliert war. Die Generäle schauten grimmig drein, wie es sich für Generäle gehört. Oder haben Sie schon je einen General lachen gesehen? Nicht? Ja eben. Ein ernsthafter Mensch lacht nicht. Generäle sind ernsthafte und arme Menschen, deshalb gewährt man ihnen bei Paraden freien Eintritt auf der Tribüne.

Und der Kriegsminister schnitt ein noch grimmigeres Gesicht;

dazu war er von Amtes wegen verpflichtet. Denn sonst hätte man ihm den Kriegsminister nicht geglaubt. Dieses Gesicht bewirkte, dass im Umkreis von zwei Kilometern die Milch sauer wurde, aber es machte einen vorzüglichen Eindruck: den Anschein von Entschlossenheit, Unerbittlichkeit, eiserner Härte, Todesmut, Unerschrockenheit und Tollkühnheit. Da er zugleich an Gallensteinen litt, fiel es ihm nicht schwer, diese furchterregende Menschenfresserpose glaubhaft zu gestalten.

Weniger glaubhaft ist das andere; doch das bezieht sich auf sämtliche Kriegsminister der Welt: ursprünglich bezeichneten sie sich alle, wie sich's gehört, als Kriegsminister. Als dann nach zwei Weltkatastrophen der Begriff Krieg abgewertet wurde und etwas anrüchig wirkte, verlegte man sich auf die Verteidigung. Verteidigung war erlaubt, war legal, war patriotische Pflicht. So wurden denn die Kriegsminister zu Verteidigungsministern, und das Firmenschild an ihren Ministerien wurde entsprechend abgeändert. Ja, und dann sprach es sich allmählich herum, dass auch die sogenannte Verteidigung nichts anderes als getarnter Angriff war, und diese unruhliche Tatsache bewog die Kriegsminister zu einem neuen Taufakt: nun nannten sie sich Vergeltungsminister. Doch kam ihnen die breite Öffentlichkeit auf die Schliche, denn wenn sämtliche Kriegsminister der Welt nur vergelten wollen, was ihnen von anderen angetan wurde, so musste doch jemand sein, der anderen etwas antat, was zu vergelten sich verlohnte. Kurz, auch der Begriff Vergeltungsminister hatte rasch abgewirtschaftet, und als neue Firmatafel klebte man ein «Friedensministerium» an das Haus. Diese Bezeichnung wiederum gefiel den vereinigten Kriegsministern nicht, da sie Anlass zu Irrtümern und falschen Vorstellungen gab; wie leicht konnten harmlose Gemüter glauben, es handle sich da wirklich um Garküchen, in denen man den Frieden vorbereitete.

auffassen und wie wir sie zu verstehen suchen. Diese Aufgabe bedingt zweierlei. Sie verlangt, dass wir tatsächlich möglichst alle Menschen ansprechen können, sowie dass wir ihnen sagen können, was wir unter Wahrheit verstehen. Das erste verträgt sich mit der ersten Ansicht, das zweite mit der anderen. Wir müssen also klar sprechen, aber wir müssen mit Hilfe der Philosophie — denn sie ist allein hierfür zuständig — unsere Ansichten klären und begründen.

Daraus ergibt sich, dass beide Ansichten wichtig und erforderlich sind, um unsere Aufgabe zu erfüllen.

Deshalb sei zunächst untersucht, ob es überhaupt gegensätzliche Ansichten sind oder ob sie sich fruchtbringend ergänzen können.

In unserer Bewegung sind «einfache» Arbeiter und «gelehrte» Akademiker vorhanden. Die einen wollen es klar gesagt bekommen, was wir wollen, die anderen sind die eigentlichen Begründer unserer Aufgaben und erforschen mit Hilfe der Philosophie und der Wissenschaft die Grundlage. Das Forschen allein ist sinnlos, wenn man mindestens die Ergebnisse nicht mitteilt. Der Philosoph muss also auch über seine Begründungen und seine Erkenntnisse reden dürfen und sie mit anderen besprechen. Dies führt zu weiterer Vertiefung der Ansichten.

Ein Teil von uns beschäftigt sich also mit den Grundlagen, der andere wird über das Ergebnis aufgeklärt.

Diese Aufklärung muss allerdings so erfolgen, dass es jeder verstehen kann; das ist nicht immer leicht, aber möglich. Daher stehen obige Ansichten gar nicht im Widerspruch miteinander. Es muss nur derjenige, der die Grundlagen untersucht, sich bewusst darüber sein, dass es Menschen gibt, die gelehrten Abhandlungen nicht folgen können und seine Ausführung darauf ausrichten. Es muss der andere wissen, dass eine klare Ausführung und Darstellung ohne vorherige genaue Durcharbeitung der Probleme gar nicht möglich ist und sich zu bemühen versuchen, auch schwierigeren Gedankengängen zu folgen.

Eine weitere Frage ist, ob wir überhaupt dazu da sind, die Probleme philosophisch zu untersuchen. Es müsste doch ge-

nügen, einfach mitzuteilen, was die Naturwissenschaftler erkannt haben, und die Möglichkeiten suchen, diese Ansichten möglichst weit zu verbreiten und tatkräftig dort einzugreifen, wo unsere Ansichten gefährdet und angefeindet werden. Schon um diese Frage beantworten zu können, müssen wir selbst uns damit befassen, und das geht nicht ohne philosophische Ueberlegung über den Bereich naturwissenschaftlichen Erkennens. Denn die Naturwissenschaft beschreibt und erklärt Naturereignisse, sie bewertet sie aber nicht und zieht selbst keine Folgerungen auf die Religion und den Glauben an Gott; denn das ist nicht ihr Bereich. Es gibt sogar Naturwissenschaftler, die trotz ihrer wissenschaftlichen Fähigkeiten auf weltanschaulichem Gebiet versagen. Der Naturwissenschaftler arbeitet wohl bei seinen Untersuchungen mit Grundbegriffen, aber er nimmt sie als bekannt und selbstverständlich an. Aus seinen naturwissenschaftlichen Ergebnissen zieht er philosophische Schlüsse, die nicht immer klar nach logischen Gesetzen erfolgen, sondern durch Vorurteile und Gefühlsmomente getrübt sein können.

Andererseits beschäftigt sich der Philosoph schon fachgerecht mit weltanschaulichen Fragen. Soweit er dies kritisch und frei von Vorurteilen tut und daher in ausreichender Weise die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse berücksichtigt, ist dies auch für uns in Ordnung. Aber es gibt eben viele verschiedene Ansichten, von denen nicht alle für uns passen. Die für uns in Frage kommenden Ansichten herauszusuchen und zu beurteilen, bleibt unsere Aufgabe. Wir können dies aber nur dann machen, wenn wir selbst genügend philosophisch vorgebildet sind. Sonst besteht die Gefahr in Halbheiten zu fallen oder überholte Ansichten neu vorzubringen.

Die vorurteilslose Beurteilung kirchlicher Behauptungen wollen und dürfen wir nicht anderen überlassen. Religionsphilosophische Ueberlegungen sind unsere Angelegenheit; den Sinn und die Aufgabe unserer Bewegung zu klären und zu formulieren, erfordert eine fundierte philosophische Kenntnis, um unseren Gegnern gegenüber bestehen zu können. Auch diese bemühen sich um philosophische Unterbauung ihrer kirchlichen

Und so wurden die Kriegsminister wieder ehrlich und nannten sich schlicht und kurz wieder Kriegsmisiter. Was schliesslich das Zutreffende war.

Also der Kriegsminister hatte seine zweihundert Generäle huldvoll begrüsst, sich dann in ihre Mitte gesetzt und den scharfen Gesichtszug gehisst. Die Vorstellung konnte beginnen.

Ein zackiger, drahtiger, schnittiger, stacheliger Heerführer knallte eine Achtungstellung vor den Kriegsminister hin, dass dessen Kniefer wackelte und die Fensterscheiben in den umliegenden Dörfern klirrten, wenn nicht zersprangen, und meldete dem Boss der Landesverteidigung die sieben zur Parade angetretenen verteidigungskriegsstarken Divisionen. Natürlich hatte der Kriegsminister ohnehin gewusst, was alles da an ihm vorbeimarschieren würde, aber es war nun mal so militärischer Brauch, dass man die Gäste gebührend vorstellte. Also nickte der Gewaltige gnädig und herablassend und harrete der Divisionen, die da nun kommen würden.

Und dann kamen sie. Das heisst, sie kamen nicht. Denn aus ganz unerklärlichen Gründen war da ein kleiner Betriebsunfall passiert, ein Betriebsunfall, für den man jedenfalls keinen der finster dreinblickenden Generäle verantwortlich machen konnte.

Was da kam, in Zehnerreihen aufmarschiert, war ganz etwas anderes und Unerwartetes.

Es war ein Heer von Prothesenmännern in Divisionsstärke. Männer mit einem Bein, mit gar keinem natürlichen Bein, mit nur einem Arm oder ohne Arme überhaupt, kamen da haargenau ausgerichtet hergewackelt. Es knackte und knickte, es splitterte, bröckelte, knatterte und barst an der Tribüne und an den zweihunderttausend billigen Zuschauern vorbei, die Prothesen quietschten und knarnten, und die Blechmusik blies zum Sturm. Es gab aber keinen Sturm, es gab nur das Vorbeiwälzen eines geringen Bruchteils aller

Prothesenleute des ganzen Landes, eine kleine Anzahl aus dem Strandgut des letzten Krieges, und sie demonstrierten mit keinem Laut; sie quälten sich stumm und verbissen vorüber; sie wirkten für sich selbst. Sie sangen keine Marschlieder und riefen nicht Hurra, weil sie das alles längst vergessen hatten, weil die Lust zum Hurrabrüllen zurückgeblieben war im dreckigen Inferno der Tatsachen und im Aufschrei der Lazarette. Ausserdem hätte ihr metalldröhnendes Getrappel ohnehin jedes Lied übertönt, und ohne anbefohlene Sangeslust war der Eindruck noch viel verheerender.

Bloss der Kriegsminister und die Generäle auf der Tribüne schauten noch sauertöpfischer drein, als sie vor dem Spiegel geübt hatten, und das grollende Publikum sah aus, als ob ihm der ganze Spass durch das Auftreten dieser nur zu drei Vierteln vorhandenen Menschen gründlich verdorben worden wäre.

Den Prothesenleuten folgte ein weiteres Heer von Männern, die keine Prothese trugen, weil sie gar keine Beine oder gar keine Arme oder beides nicht mehr hatten. Die wurden, ebenfalls fein säuberlich in Zehnerreihen ausgerichtet, auf Rollstühlen von hübschen Krankenschwestern lautlos vorbeigeschoben. Sie sahen aus wie Kartoffeln; der Leib war die Kartoffel, und oben auf der Kartoffel sass wie ein Auswuchs ein Menschenkopf. Menschen ohne Köpfe wurden indessen nicht vorgeführt. Menschen ohne Köpfe können nicht leben, und sie bieten einen unangenehmen Anblick, den zartbesaitete, nervenschwache Zuschauer nicht ertragen.

«Schau, wie prächtig!» flüsterte da ein Backfisch seinem sommersprossigen Freund zu, «wie schnurgerade die Reihen ausgerichtet sind, gerade wie bei richtigen Soldaten!»

Es waren aber keine richtigen Soldaten, es waren Männer, die einst Soldaten gewesen und nun nur noch ein Rumpf mit Kopf daran waren. Sie zogen leise, sehr, sehr leise vorüber, und die Stille

Ansichten. Auch die katholische Kirche will die einfachen Menschen haben — und hat sie mehr und besser als die kritischer veranlagten, weniger einfachen Menschen —; trotzdem hat auch sie ihre Philosophen gehabt und hat sie heute noch. Denken wir an Augustin, Thomas v. Aquin und viele andere. Auch die evangelische Kirche hatte ihren Schleiermacher. Wenn auch die Ansichten gerade der genannten Philosophen nicht immer mit den Dogmen zu vereinbaren waren, so sieht man aber den Willen zur sauberen philosophischen Untersuchung. Auch bei der Kirche verträgt sich also das Ansprechen der Menge mit schwerverständlichen philosophischen Ueberlegungen. Diese sind sogar schwerer als unsere zu verstehen, weil die dogmatischen Behauptungen eben nicht mit klaren Ueberlegungen zu begründen sind und gedankliche Verdrehungen erfordern.

Man sieht daraus, dass die Philosophie auch für uns eine erforderliche Grundlage sein muss und wir hierüber miteinander sprechen müssen. Erst dann erhält man die Möglichkeit, Formulierungen zu finden, mit denen wir Gespräche führen können. Selbstverständlich müssen wir so sprechen, dass uns möglichst viele verstehen. Wenn man dem Machtanspruch der Kirchen erfolgreich begegnen will, müssen wir uns auch eine Macht schaffen, nämlich Anhänger, deren Anzahl ins Gewicht fällt und beachtet wird. Wenn man den Menschen kritisches Denken und Weitblick beibringen will, müssen wir an alle gelangen können. Wenn wir sie von überholten und mindestens teilweise schädlichen Einflüssen von Massenorganisationen befreien wollen, so müssen wir alle ansprechen und auf diesen Mangel mit klaren Gründen hinweisen können. Wenn wir in den Menschen eine innere ethische Haltung wecken wollen, die aufräumt mit den meist dogmatischen unterbauten Unmenschlichkeiten der Geschichte, so müssen damit so viele wie möglich erfasst werden. Da wir aber diese Erfahrung nicht mit Gewalt durchführen wollen, nicht mit Drohungen aus einem uns unverständlichen Jenseits, so müssen wir das ethisch — eigentlich Menschliche durch Gespräche zur Geltung bringen. Jeder soll sich selbst kritisch begegnen, wozu wir das philosophisch er-

mittelte Material liefern können. Jeder Einzelne muss sich zu einem höheren Menschentum erziehen. Dazu braucht man die philosophischen Erkenntnisse und die Gabe, dies jedem Einzelnen klarmachen zu können. Wir sind der Ansicht, dass jeder Erwachsene sich noch weiterbilden kann, und deswegen schadet es gar nichts, wenn er sich Mühe gibt, auch schwierigeren Gedankengängen zu folgen. Dadurch würde das Gesamtniveau nur gehoben werden können.

Die beiden an den Anfang gestellten Gegensätze sind keine Gegensätze, sondern wir brauchen beides: gute philosophische Grundlagen, die immer wieder auf die Richtigkeit nachgeprüft werden müssen, und die Fähigkeit, die Ergebnisse klar mitzuteilen, um die kritische und ethische Möglichkeit möglichst vieler Menschen zu wecken.

Dr. Hans Titze

Aus meinem Tagebuche

Zugestanden: Der Glaube an Himmel und Hölle ist für viele Menschen moralisch das, was für den Seiltänzer die vielleicht vor dem Fall bewahrende Balancierstange.

Welcher Sophisterei bedarf es, um den schicksalbestimmenden und menschenliebenden Gott mit dem ungeheuren Weltelend in Einklang zu bringen!

Die Liebe zwischen den Geschlechtern ist der Selbsterhaltungskniff der Natur. Er wirkt sich gegenwärtig in der Menschheit katastrophal aus.

Der ist zu beglückwünschen, der den Schritt aus dem Leben so unbewusst tun kann wie den Schritt ins Leben.

Man kann es sich zur Beruhigung sagen: Heute weiss ich, dass ich lebe; aber wenn ich morgen tot bin, weiss ich nichts davon.

Man legt uns Gegenwärtigen neue Erfindungen und wissenschaftliche Entdeckungen auf den Tisch, damit wir uns mit

schrie um so mehr auf, als die Marschmusik verstummt war und man nur noch die Lautlosigkeit der vorübergeschwemmten kartoffelähnlichen Menschen hörte.

Einige bedeutungslose Ohnmachtsanfälle von Zivilisten auf der Tribüne und beim Fussvolk wurden rasch, zuverlässig und unauffällig weggeräumt.

Die Generäle kochten vor Wut über den ärgerlichen Betriebsunfall, dessen Ursachen sie sich nicht vorstellen konnten, und doch waren sie ausserstande, den Hebel auf das richtige Programm umzuschalten; die allgemeine Lähmung hatte auch sie ergriffen.

Was anschliessend die Parade bereicherte, entnervte die ganze neugierige Zuschauermenge überhaupt. Es waren die aus ihren geschlossenen Heimen ausgebrochenen Gesichtsverstümmelten. Die stellten nicht einmal mehr einen Kartoffelaufsatz zur Schau, sondern einfach ein Nichts, ein paar mühsam zusammengeflochtene Fleischfetzen, nicht mehr vorhandene Unterkiefer, Augenhöhlen ohne Augen, wie erloschene Vulkane, Köpfe, die aus einer einzigen Brandwunde bestanden, zerplatzte Wangen, Missgeburten, Fratzen, widerwärtige Scheusslichkeiten, wie sie kein noch so grausiges Panoptikum aufweist, Geschwüre, Geschwülste, Eiter und Unrat; eine Symphonie des Grauens.

Prothesenmänner und Männer ohne Gliedmassen sind ein gewohnter Anblick, Menschen ohne oder mit verstümmeltem Gesicht aber werden von den Regierungen sorgsam interniert und nicht auf das Publikum losgelassen. Dieses Publikum könnte sich sonst bei ihrem Anblick seine eigenen Gedanken über das Wesen und die Schönheiten der Verteidigungskriege machen und auf einmal nicht mehr gewillt sein, sich in heilenden Stahlbädern zu verjüngen.

Das plötzliche Auftauchen dieses Gespenstertrupps blieb denn auch nicht ohne Wirkung: zu Hunderten und Tausenden klappte es

auf der Tribüne und beim Fussvolk zusammen, und selbst einige der sonst ziemlich widerstandsfähigen Generäle brachten die Ueberreste ihres unverdauten Frühstückes wieder an die frische Luft heraus. Es waren aber keine Generäle, sondern nur als Generäle verkleidete Zivilisten.

Zuletzt marschierte der grosse Gewalthaufen der Totengerippe vorüber, der Totengerippe aus dem letzten Verteidigungskrieg. Sie kamen, ebenfalls in Zehnerreihen, dahergerasselt, geklappert, gerumpelt, armschwingend, hohngrinsend, in disziplinierter Haltung, als wollten sie den Kriegsminister erfreuen, in nacktster Nacktheit, wie Gerippe eben sind. Ein scharfer Luftzug wimmerte durch ihre Gebeine, und die Schädel wackelten gleichmässig im Rhythmus ihres Knochenklappers. Ein endloser Zug von Knochen, Knochen, von Rippenknochen und Schienbeinen und Becken und Wirbelsäulen, und all die fleischlosen Gestelle, die wie entblätterte Bäume wirkten, boten einen geradezu lieblichen Anblick gemessen an dem Schauspiel, das die gesichtslosen Vordermänner geboten hatten.

Und dann war es vorbei. Die ganze Parade vorbei. Einige Unentwegte warteten noch auf das Erscheinen des versprochenen richtigen Vorbeimarsches der Soldaten mit ihren Kanonen und Anti-Anti-Anti-Antiraketen-Raketen, aber sie warteten vergeblich. Selbst die im Programm vorgesehene Huldigung an den Kriegsminister fiel aus. Dem war ohnehin sterbesübel von seinen Gallensteinen.

Das Ausbleiben der richtigen Vorstellung wurde indessen von den meisten Schlachtenbummlern fast als Erlösung aus einem Alptraum empfunden. Sie hatten auf einmal keine Lust mehr, die Prothesenmänner, Menschenkartoffeln, Gesichtsverstümmelten und Totengerippe von morgen in ihrer heutigen Gestalt vorbeimarschieren zu sehen.

Gar keine Lust mehr.